

Getrennt kämpfen

Niemals zuvor trat die Olympiamannschaft der Bundesrepublik mit besseren Chancen an. Aber noch nie wohnten, trainierten und kämpften die Deutschen so weit verstreut.

Tagelang blieb die bundesdeutsche Mannschaftsleitung in Los Angeles ohne Nachricht von ihren Ringern im Trainingslager in San Francisco. „Die haben sich offenbar wohl gefühlt“, vermutete Koordinator Lutz Endlich vom Bundesausschuß Leistungssport (BAL). „Bei Problemen hätten sie sich bestimmt gemeldet.“

Olympia im Großraum Los Angeles hält die Funktionäre auf Trab: Die Wettkampfstätten ebenso wie ihre Athleten befinden sich in einem Umkreis von 300 Kilometern. Das Fußballturnier sprengt die Fiktion von den Spielen in einer Stadt vollends. Vorrundenspiele finden – mit den Bundesligaprofis – 600 Kilometer entfernt in Palo Alto bei San Francisco statt, dazu in Annapolis (Maryland) und 5000 Kilometer östlich in Cambridge an der Atlantikküste im US-Staat Massachusetts.

In Los Angeles hatte das Internationale Olympische Komitee (IOC) 1932 ein olympisches Dorf eingeführt, damit Athleten verschiedener Länder und Sportarten einander kennenlernen sollten. Beim zweiten Olympia 1984 in Los Angeles haben Schützen und Radler, Ruderer und Reiter wenig Chancen, sich überhaupt zu begegnen.

Die Ruderer und Kanufahrer leben in einem Ableger der Universität von Südkalifornien (USC) am Lake Casitas. Entgegengesetzt, in Fairbanks, nicht allzu weit von der mexikanischen Grenze, haben sich die Reiter einquartiert. Die Wasserballer treten bei ihren Unterwasser-Freistilkämpfen in Malibu am Pazifik zu, die Schützen legen im Wüstenklima des Prado-Parks an. Walther Tröger, Generalsekretär des Olympischen Komitees (NOK), kletterte in einen Hubschrauber, als er sich einen Überblick von allen olympischen Wettkampfstätten verschaffen wollte.

Aber jeder versprengte Haufen des Bundesaufgebots bedarf gesonderter Betreuung sowie ärztlicher und physiotherapeutischer Versorgung. Deshalb bringt es die 625 Kopf starke Bundesequipe, nach den USA und Kanada die drittgrößte Mannschaft, auf 143 Helfer, „jeder von ihnen hochmotiviert“, wie BAL-Chef Helmut Meyer versichert.

Nicht alle Helfer ergatteten eine Akkreditierung mit dem Recht, das olympische Dorf und die Sportarenen zu betreten, „obwohl wir zusätzliche Plätze organisiert haben“ (Chef de Mission Heinz Fallak). So kostete es die Mannschaftsleitung viel Mühe, die nicht akkreditierte



Deutsche Turnerinnen in Los Angeles: Zwölf Autos zusätzlich



Deutsche Schwimmer im Erfrischungsbecken: Dicht an der Küche

Physiotherapeutin Irene Stoll mit ihren Klienten, den Handballerinnen, zusammenzubringen.

Der Fuhrpark reicht nicht aus. Nur sechs Fahrzeuge stellten die Organisatoren den Deutschen zur Verfügung. Mercedes und Audi steuerten zwölf Wagen zu. „Das erhöht natürlich die Parkplatzprobleme“, dämpfte BAL-Meyer so gleich aufkommende Freude. „Parken ist hier schwierig und äußerst kostenintensiv.“

Auch die Telefonrechnung stieg und stieg und stieg. Denn die Horrormeldungen der Kundschafter aus Los Angeles von Smog, Lärm und Verkehrsstau hat-

ten viele Verbände bewogen, das Abschlusstraining in angenehmere Landstriche zu verlegen.

Die Ruderer bereiteten sich in Flagstaff vor, unweit des Grand Canyon in Arizona, bevor sie ihr Olympiadorf in Santa Barbara bezogen. Am Pazifik trainierten und sonnten sich die Schwimmer, dort konzentrierte sich auch Zehnkampf-Weltrekordler Jürgen Hingsen bei seinen amerikanischen Schwiegereltern auf den Zweikampf mit Daley Thompson.

Mit den anderen Leichtathleten bezog Hingsen dann Quartier in der Universität in Irvine, einer weiteren Außenstel-

le. „Da ist die Luft erheblich besser“, begründete Sportwart Otto Klappert, „und wir haben genügend Platz.“ Erst jeweils kurz vor ihrem Wettkampf ziehen die Leichtathleten in das olympische Kerndorf der Deutschen, die Universität von Südkalifornien nahe dem Hauptstadion Coliseum.

Ihr Quartier in Los Angeles „ist kein First-Class-Hotel“, räumte Fallak ein, „aber besser als befürchtet“. Die Deutschen verzichteten auf Unterbringung in einem Appartement-Hochhaus, das zwar klimatisiert ist, in dem sich jedoch bis sechs Athleten ein Zimmer teilen. „Wir entschieden uns für ein vierstöckiges College-Gebäude, zwar ohne Klimaanlage, aber mit flexibleren Belegungsmöglichkeiten“, erklärte NOK-Bürochef Heiner Henze. „Wir haben nur Zweibett-Zimmer“, freute sich BAL-Meyer.

Doch die nach dem Ostblock-Boykott aufgestockte Bundesequipe benötigte zusätzlichen Raum. So zogen Schwimmer in einen Flügel nahe der Küche ein: Nachts rollte der Nachschub gleichsam durchs Zimmer. Die am ärgsten betroffenen Schwimmer, darunter Weltrekordler Michael Groß, durften nochmal umziehen.

Dagegen passen sich Turner eher spartanischen Bedingungen an. „In unserem Trainingslager in Ludwigshafen war es auch 30 bis 40 Grad warm“, meinte Bundestrainer Philipp Fürst, vielmaliger deutscher Meister. „Wir können doch Fenster und Türen öffnen. Außerdem gibt es Ventilatoren.“ Dagegen sorgt er sich wegen des Erwartungsdrucks, der seine Riege belastet. „Zwischen einer Medaille und dem 50. Platz liegen doch nur minimale Unterschiede.“

Nach dem Urteil ihrer Ärzte sind die bundesdeutschen Athleten physisch bestens gerüstet. Noch nie sei „eine Olympiamannschaft medizinisch so gut betreut“ worden, frohlockte Professor Josef Keul, Obmann eines Teams von insgesamt 18 Medizinern und 23 Masseuren. Den Sportlern „ist die Anpassung gut gelungen. Nur in Einzelfällen haben wir medikamentös geholfen“.

Keuls aktuelle Sorgen: „Die Verpflegung ist ausgezeichnet und derart reichhaltig, daß ich vor der Gefahr von Übergewicht warnen muß.“ Turner Jürgen Geiger bestätigte: „Es ist wie im Schlaffenland.“ Nur Alkohol ist tabu. „Den müssen die Trainer besorgen.“

Der Container, mit dem die Segler anreisen, enthält vorwiegend Werkzeug und Ersatzteile. Die Segler zogen in den International Tower Long Beach. Schwierigkeiten beim pingeligen Vermessen der Boote nahm Ulli Libor nicht ernst. „Wir gehen immer an die Grenze“, erklärte er. „Da passiert es eben, daß man bei einem Vermesser ein Stück kürzen, beim anderen um ebensoviel ansapachteln muß.“

Die Kommerzspiele in Los Angeles werden mehr als sonst auf Kosten der

Wettkämpfer ausgetragen. Sportler, die sich wegen bevorstehender Vorkämpfe nicht der insgesamt sechsstündigen Strapaze unterzogen haben, am Einmarsch teilzunehmen, konnten die Eröffnung nur im Fernsehen verfolgen.

Einen besonderen Athletenblock, wie er bisher überall bestanden hat, gab es in Los Angeles nicht. Auch streng limitierte Eintrittskarten zu Wettkämpfen in anderen Sportarten dürfen die Athleten nur persönlich abholen, jeweils für den nächsten Tag, solange der Vorrat reicht. Eigene Wettkämpfe und Trainingszeiten schließen mithin die meisten Olympiateilnehmer davon aus, die Spiele auch als Zuschauer zu erleben.

Ein Mannschaftsteil kämpfte bereits mit durchdringendem Erfolg: An der



Sieger, Werber Spitz*
„Sicher kein armer Mann“

Verbandsfront ergattete Schwimmer-Präsident Harm Beyer – mit der höchsten Stimmenzahl – einen Platz im 17köpfigen Führungsgremium des Weltverbandes.

IOC-Mitglied Berthold Beitz, 70, das seine guten Beziehungen zu höheren Chargen der sowjetischen Nomenklatura schon mehrmals nützlich eingesetzt hat, glückte die Berufung zum IOC-Vizepräsidenten. Nun darf Beitz seinen IOC-Sitz behalten, den er sonst Ende 1985, mit 72 Jahren, nach einer neuen Regel hätte aufgeben müssen.

Zusätzliche Arbeit bescherten die Spiele dem deutschen Generalkonsul in Los Angeles, Günter Joetze. Schon drei Tage vor dem ersten Startschuß meldete er, „ich habe den ersten Paßersatz ausgestellt“.

MEDAILLEN

Geld für Gold

Nach den Sommerspielen 1984 wollen vor allem US-Olympioniken aus ihren Medaillen Kapital schlagen. Bisher gelang das nicht jedem.

In einem Restaurant zu Louisville im US-Südstaat Kentucky verweigerte ein Manager dem schwarzen Gast die Bedienung.

Cassius Clay, ein eben von den Olympischen Spielen in Rom heimgekehrter Goldmedaillen-Gewinner der Halbschwergewichtsboxer, nahm nach der Restaurant-Verbannung die Medaille



und warf sie in den nahe gelegenen Ohio-River. Clay damals, 1960: „Alles Schwindel.“

Der Olympiasieger über die 10 000-Meter-Distanz, Billy Mills, ein Indianer-Halbblut, schenkte das Goldstück seinen drei Töchtern. Weit wichtiger war dem Sioux Mills ein goldener Ehrenring, den ihm sein Stamm nach dem Triumph in Tokio 1964 überreichte.

Bob Morrow, zu Haus im texanischen Harlingen, überließ eine seiner drei 1956 in Melbourne gewonnenen Goldmedaillen der Boutiquen-Kette Fun Fair, für die er PR-Direktor ist, als Dekorationsstück. In einem Schließfach einer Bank im Südstaat Louisiana verwahrt Hürden-Olympia-Sieger Willie Davenport (Mexi-

* Mit den sieben Goldmedaillen von München 1972, bei Schwimmunterricht und PR in Hamburg 1984.